

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 111 (1985)
Heft: 17

Illustration: [s.n.]
Autor: Scotty

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 30.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Rollstuhlodysee

Es war nicht das erstmal, dass ich die gehbehinderte Freundin im Rollstuhl zur Bahn brachte. Ich kenne jetzt die Tücken und Gefahren des Weges, die abschüssige Stelle, wo der Rollstuhl nur mit aller Kraft zu halten ist, die vielen Trottoirauf- und -ab-

Von Ingeborg Rotach

gänge. Mit genügend eingeplanter Zeit sind dies alles keine Probleme. Wir kamen darum ohne Zwischenfall zum Bahnhof. Nun galt es nur noch, beim mühsamen Einsteigen in den Zug zu helfen und den Rollstuhl zusammenzulegen. «Halt!» rief da die Freun-

din, «halt!» Den Rollstuhl brauche sie nicht, sie werde mit einem abgeholt. Ach je, nun hatte sie vergessen, mir dies zu sagen. Bevor sie weitere Entschuldigungen und Selbstvorwürfe aussprechen konnte, wurden die Türen geschlossen, der Zug fuhr ab, und ich stand mit dem leeren Rollstuhl auf dem Perron. Meine Begeisterung darüber hielt sich in Grenzen. Was tun damit? Einstellen? Doch dann hätte ich wieder an den Bahnhof zurückkehren müssen, und das passte mir nicht. – Also mitnehmen, zum Einkaufen, zum Turnen? Ich schob ihn vorsichtig durch das Gerenne in der grossen Halle, durch die Unterführung zum Warenhaus – und suchte eine geschützte Parkierecke. Abschliessbar war der Wagen nicht. Doch wer wollte schon einen Rollstuhl stehlen? Als ich zurückkam, standen ein paar Buben neben dem Stuhl und untersuchten eben seine Räder.

«Hat Ihr Rollstuhl Felgenbremsen?» fragte ein Kleiner. Felgenbremsen? Bremsen hat er, aber Felgenbremsen?

«Hat er Kugellager?» fragte ein

anderer und schaute auf meine Beine.

Ich legte die eingekauften Sachen in den Stuhl und erkundigte mich nach dem Grund ihres Interesses. Sie suchten Räder für eine Seifenkiste. Die Vorderräder des Rollstuhls wären gerade richtig. Leider konnte ich ihnen nicht dienen; auch nicht mit der vorgeschlagenen Probefahrt. Schade. Ich verabschiedete mich und schob das Gefährt weiter. Die Leute schauten scheu und verlegen zur Seite oder starrten auf den leeren Sitz und dann auf meine Beine, als hätte man mich geheissen aufzustehen, den Stuhl zu nehmen und zu gehen. Ich war ganz froh, als ich endlich in eine ruhigere Gegend kam, und begann gerade auszurechnen, ob die Zeit noch für einen Kaffee reiche, als ich auf eine alte Frau aufmerksam wurde, die bloss an einem Gartenzaun lehnte. Sie schaute mich an, dann den Stuhl und sagte leise etwas Unverständliches.

Ob ihr etwas fehle, ob sie Hilfe brauche?

Sie sei gefallen, gestolpert, und nun könne sie nicht mehr richtig

aufzutreten auf den schmerzenden Fuss.

Kann man jemandem einen Rollstuhl anbieten, so, wie man einen Platz im Tram anbietet? Man kann es. Das Angebot wurde, zögernd zwar und verlegen, angenommen.

Nun war der Stuhl wieder das, wozu er gedacht war, kein Einkaufswagen mehr, keine umzubauende Seifenkiste.

Die alte Dame wohnte nicht weit entfernt. Sie sass ganz zufrieden im Wagen, schien die Fahrt sogar wie ein Erlebnis zu geniessen. Sie brauche keinen Arzt, versicherte sie, es gehe schon ein bisschen besser, und ob sie mich zum Dank zu einer Tasse Tee einladen dürfe.

Wir verbrachten eine anregende Plauderstunde zusammen; meine Gastgeberin erwies sich als eine jener charmanten alten Damen, die sonst nur in Kinderbüchern vorkommen. Sie lagerte den verstauchten Fuss hoch und erzählte aus ihrem Leben.

Anschliessend habe ich den Stuhl ohne weitere Zwischenfälle nach Hause gebracht.

Zweierlei Vögel

Jahrzehntlang war ich mir eines psychisch-physischen Defektes peinvoll bewusst. Da es wie in vielen ähnlichen Fällen unmöglich war, die seelische Ursache von der körperlichen zu trennen beziehungsweise zu wissen, welcher Teil des gesamten Menschseins als Auslöser des Übels wirkte, war es ebenso unmöglich, etwas wirklich Grundle-

gendes zur Veränderung einer sich allmorgendlich wiederholenden Situation vorzukehren. Mit dem Wort «Veranlagung», das alles und nichts erklärt, schlug ich mich durch die Jahre. Aber ich litt. Denn jeder Morgen begann mit einem Misston: Um sechs Uhr dreissig schrillte der Wecker. Nicht ein diskreter Piepston in Intervallen war's, auch nicht das sanfte Klingeln von «Üb immer Treu und Redlichkeit», was mich aus den Urtiefen der Bewusstlosigkeit riss, denn diese Finessen

harrten noch der Erfindung; es war ein reissendes, giftiges Geheul, zumindest empfand ich es als solches, das mich apodiktisch in den neuen Tag katapultierte. Und allmorgendlich weigerte sich mein Organismus, das grausame Spiel des übergangslosen Wechsels mitzumachen. Da half weder das «Morgenstund hat Gold im Mund» noch meines Allerherrlichsten beherzter Sprung aus den Federn. Im Gegenteil: Sein fröhliches Pfeifen im Badezimmer war für mich der Moment aufkei-

mender Mordgedanken. Taumelnd und blind tastete ich nach Morgenrock und Pantoffeln. An sieben Ecken stiess ich an, während sich meine Seele mit kraftlosem Flügelschlag vergeblich bemühte, aus einem schummrigen Meer von Watte in die Morgenwirklichkeit aufzutauchen. Ein Lächeln, ein freundliches «Guten Morgen» wären nun fällig geworden. Es gelang selten.

Ich war eine Fehlkonstruktion, ganz klar. Noch klarer: Es galt, die Auswirkungen zu überwinden. Am klarsten jedoch: Ich konnte nicht!

Und nun, nach jahrzehntelangem vergeblichem Bemühen, schlechtem Gewissen, einem eindeutigen «Ungenügend» in den Noten, nun erfahre ich, belegt und schwarz auf weiss, dass meine morgendlichen Reaktionen durchaus legitim sind. Ich bin nämlich eine Eule. Die gegensätzliche Kategorie der Eulen nennt man Lerchen. Der Sinn der Bezeichnung liegt auf der Hand. Dank einer Forschung, deren Ergebnisse bereits in die sozialmedizinische Wissenschaft eingegliedert sind, darf ich mich als restlos rehabilitiert betrachten. Mich gibt es, und es darf mich geben, ja, ich bin sozusagen stati-

